



# JUNGFER THERESE

HEINRICH FEDERER

# Jungfer Therese

Heinrich Federer

## Inhalt:

[Heinrich Federer - Biografie und Bibliografie](#)

[Jungfer Therese](#)

[1](#)  
[2](#)  
[3](#)  
[4](#)  
[5](#)  
[6](#)  
[7](#)  
[8](#)  
[9](#)  
[10](#)  
[11](#)  
[12](#)  
[13](#)  
[14](#)  
[15](#)  
[16](#)  
[17](#)

[18](#)  
[19](#)  
[20](#)  
[21](#)  
[22](#)  
[23](#)  
[24](#)  
[25](#)  
[26](#)  
[27](#)  
[28](#)  
[29](#)  
[30](#)

*Jungfer Therese, H. Federer*  
*Jazzybee Verlag Jürgen Beck*  
*86450 Altenmünster, Loschberg 9*  
*Deutschland*

*ISBN: 9783849655327*

[www.jazzybee-verlag.de](http://www.jazzybee-verlag.de)  
[admin@jazzybee-verlag.de](mailto:admin@jazzybee-verlag.de)

## **Heinrich Federer - Biografie und Bibliografie**

Schweizer Schriftsteller und Priester, geboren am 6. Oktober 1866 in Brienz, verstorben am 29. April 1928 in Zürich. 1888 Abschluss der Matura am Gymnasium in

Schwyz und Studium der Theologie in Eichstätt, Luzern und Freiburg im Üechtland mit Priesterweihe 1893. Bis 1900 ist er Kaplan in Jonschwil, dann wird er Redakteur bei den Neuen Zürcher Nachrichten. Nach einem angeblichen Vergehen an einem Privatschüler muss er diese Tätigkeit aufgeben. Er beginnt freiberuflich zu schreiben und wird in den Zwanziger Jahren zum meist gelesenen Schweizer Autor. Von 1919 bis zu seinem Tode 1928 lebt er in Zürich.

### **Wichtige Werke:**

- Berge und Menschen, Roman, 1911
- Lachweiler Geschichten, Erzählungen, 1911
- Pilatus, Erzählung, 1913
- Sisto e Sesto, Erzählung, 1913
- Jungfer Therese, Roman, 1913
- Das letzte Stündlein des Papstes, Erzählung, 1914
- Das Mätteliseppi, Roman, 1916
- Patria, Erzählung, 1916
- Der Fürchtemacher, Erzählung, 1919
- Spitzbube über Spitzbube, Erzählung, 1921
- Papst und Kaiser im Dorf, Erzählung, 1924
- Regina Lob, Roman, 1925
- Am Fenster, Autobiographie, 1927

## **Jungfer Therese**

Vier magere Jünglinge und ein fünfter dicker standen in sauber gebürsteten, langen, schwarzen Fräcken mit den frischen Augen junger Eroberer vor ihrem Bischof. Es war Vesperzeit. In schweren, tiefgoldenen Tropfen rieselte die Sonne durch die hohen, engen Nischenfenster in das Gemach. Das uralte Flügelaltärchen und der gewaltige Glasschrank, voll lateinischer und griechischer Bücher, standen schon in violetter Dämmerung. Aber auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers funkelten noch ein paar weiße Tassen und eine Zinnkanne, woraus ein tröstlicher blauer Faden von Kaffeedampf quirlte. Neben dem Pult am Fenster, wo die fünf standen, lief ein gepolstertes Möbel an der Wand hin, halb Sofa, halb Feldbett. Hier verbrachte der kränkliche Bischof seine vielen schlaflosen Nächte wachend, betend, studierend und im Geiste die hundert Pfarreien und zweihundert Kaplanstübchen seines kleinen, aber schwierigen Bistums visitierend.

Die fünf Neupriester hatten die Exerzitien, Fasten und Examen der letzten Wochen tapfer bestanden. Seit wenigen Tagen waren sie Gesalbte des Herrn und kamen sich immer noch in einer sozusagen sakramentalen Verzücktheit, ohne Last und Schwere, wie schwebende Geister oder wie machtvoll bezepterte junge Fürsten oder wie ein paar Heilande der Welt vor. Sie dürsteten nach dem Lande, dessen Antlitz sie erneuern, nach dem Volke, das sie zu lauter Heiligen machen wollten. Ihr ganzes Gesicht brannte vor Lust, sich mit der argen Welt in ein mannliches Scharmützel zu stürzen. Sie waren von jener feurigen Sorte, die es in allen Fingern kitzelt, das Schwert aus dem Gurt zu reißen und dem Malchus das Ohr, will sagen, dem Laster Haupt und Hörner abzuhaue.

Jetzt harrten sie ungeduldig und von einem Schuh auf den anderen tretend auf die Eröffnung, wohin ihr Hirte sie aussenden werde. Butter und Biskuit trug gerade der alte

Diener Joseph auf den Tisch. Das haben sie längst nicht mehr genossen. Aber die jungen Männer, die wahrhaft bei aller heiligen Wissenschaft das irdische Leckmaul nicht ganz getötet haben, beachteten die Schleckerei jetzt kaum. Nur der dicke Anton Hottli sah und zählte genau neun Törtchen und wußte sogleich und schmerzlich, daß einer von ihnen nur ein Biskuit bekäme. Er wollte jedenfalls zwei.

Der dünnste und blasseste von allen, Herr Johannes Keng, war auch der ungeduldigste. Auf diese Minute hatte er sich seit Monaten geseht. In seiner poetischen Art verglich er sie mit jenem Augenblick, wo Christus, schon von verklärten, blauen Wölklein umflossen und über die gemeine Rinde der Erde schwebend, seine Apostel segnete und nach Europa und Afrika und ins innere Asien sandte, - - kurz, es war der Augenblick der Weltverteilung.

Johannes Keng war ein schwacher, brustleidender Jüngling. Ohne Geschwister, in der sorgenden und ein bißchen verhätschelnden Pflege seiner Mutter, einer jungen Witwe, aufgewachsen, hatte er sein kleines Stück Leben mehr zwischen den Büchern und in den Träumen und Fiebern der Stube als draußen in der herben, wilden Luft der Gasse zugebracht. Er war ein Schwärmer für alles Edle und Feierliche und Schöne. Ein großer Mensch, eine hohe Zeit, eine mächtige Kunst hatten ihn im Nu bezaubert. Und er war selbst ein halber Dichter und ein halber Musiker, einer freilich, der in den heftigen Anfällen seines Brustleidens sich wie ein Zwerglein duckte und in den gesunden Tagen dann wieder wie ein Riese des größten Werkes unterging. Theologe und Seelsorger sein dürfen, dünkte ihn das Beste. Er hatte es zuerst mit Philologie und Philosophie versucht, und ein artiges Schwänzchen davon ging ihm jetzt noch überall nach. Aber erst in der Theologie ward er glücklich und satt. - Im zweiten Seminarjahr starb ihm die Mutter. Damit hatte er allen heimischen Zusammenhang verloren.

Er war jetzt nur noch bei seinen Büchern und Priestern daheim. Die Basilius und Augustin, die Leo und Innozenz, die Loyola, Capistran, Bourdaloue bildeten nun seine Familie und die Kathedrale und die paulinischen Weltstraßen, die von ihr gen Morgen und Abend liefen, dünkten ihn neben dem Stühlchen am Pult seine Heimat und Zukunft. Er träumte und schwärmte ausgelassen, aber arbeitete auch mannhaft. Kein Fach gefiel ihm so, wie das bodenständigste seiner Fakultät, die Pastoral. Von dieser Wissenschaft behauptete er einmal in einem Prolog vor seinem Bischof, der leider in so poetischem Augenblick ein großes blau geblumtes Schnupftuch zur Nase führte, mit freilich unvermindertem Versschwung, daß sie gar schmackhaft nach Erde rieche und doch überall himmlische Fenster auf tue. Man sehe da Menschenstapfen und Engelfittiche nebeneinander. Es gebe da harte Türen, kümmerliche Kammern und Herzen, aber daneben schimmern Baldachine, donnern Kanzeln, fliegen goldene Tabernakelpförtlein auf. Pastoral, das ist tief wie Augustins Bücher und sitzt bäuerlich einfach neben den Dorfkindern und lacht und erzählt Geschichtlein und trinkt beim Ratsherrn Remigi einen Kaffee und trägt ein Kilo Äpfel oder eine Flasche Veltliner verstohlen in den tiefen Rocktaschen der kranken Kathri ins Mansardenzimmer hinauf.

Ihre bischöflichen Gnaden steckten das blaueblumte Nastuch in den Ärmel und blickten kühl und ungerührt in die Rhetorik des Seminaristen.

Aber dem jungen Johannes Keng war es blutig ernst, und in allen vier theologischen Jahren hatte ihm nichts so gefallen wie die prachtvollen Vorlesungen der Pastoral bei Josephus Beck. Er zitterte vor Verlangen, was er in einem Dutzend Hefte feurig notiert hatte, nun auch durch ein paar Dutzend Jahre und durch zehntausend Menschen gewaltig auszuführen.

Jetzt nahm der Bischof einen Streifen Papier in die Hand. Das wichtigste Papier in Johannes' Leben. Da steht, wohin er kommt. Als Professor an eine Realschule? – Das paßte ihm gerade: lehren, unterrichten, zu Füßen den leuchtenden Hunger von hundert Kinderaugen. Oder in eine Stadt als Vikar? – Ah, Sozialpolitik, Arbeiterapostel, Don Bosco, Domkanzel! Oder in ein schlichtes Dörfchen hinaus? – Nun ja, nun ja! auch schön! Hügel und kleine Wiesenbäche, idyllische Nachmittage, spekulative Spaziergänge unter Linden oder Zwetschenbäumen, Barfußkinder, rauhes aber ehrliches Volksherz, schneehaariger, freundlicher, schnupfender Pfarrer, großer Kaplaneigarten, Bienenstand, Spalierbäume, Versehgänge mit Glöcklein und Laternchen durchs kniende Dorf, auch schön, auch schön! Und das Landvolk aus der Dumpfheit heben, Fortbildungsschulen stiften, Lesezimmer mit dem Schullehrer gründen, geniale Bauernkinder . . . man hört von solchen in der Weltgeschichte . . . im Lateinischen unterrichten, Stenographie, Vereine . . .

»Sieh, da kommt auch noch Honig!« flüsterte Anton Hottli fröhlich.

Johannes schoß ihm einen unwilligen Blick aus den grauen, schmalen Augen zu. – Also Vereine gründen, das Laienapostolat einführen, aufs materielle Wohl ein Auge . . .

»Herr Peter Schorno!« klang jetzt die helle Stimme des Bischofs, »Sie gehen als Pfarrverweser nach Peterach. Seien Sie um so stiller und kühler, je lauter und hitziger das Dorf ist!«

Ah, seht einmal, der Peter Schorno überhüpft gleich den untersten hierarchischen Sprossen. Schon ein halber Pfarrer! Begreiflich. Er ist allen durch sein praktisches

kühles Wesen überlegen. Der paßt in die unruhige, paritätische Ortschaft ausgezeichnet.

»Herr Michael Feldler, – Sie sind Vikar in Fandwil und damit Lateinlehrer an der Sekundarschule. Sie bekommen ein gutes Volk und einen lieben Prinzipal. Aber jassen Sie nicht zu oft mit ihm! Oder dann nur unter der Bedingung, daß die Spieler griechisch reden und den Gewinn in die Kasse des Abstinentsvereines legen müssen!« – Über das kleine, verschrumpfte Aszetengesicht des Bischofs huschte ein äußerst feines, schalkhaftes Lächeln.

Holla, die Professur verloren, dachte Johannes und wunderte sich ein Weilchen, daß gerade der trockene und spröde Feldler Schule halten sollte.

»Sie, Herr Martin Schädler, brauchen wir in der Missionsstation Bromstadt. Sie erhalten ein nagelneues Pfründhäuschen mitten im Fabrikflecken. Das Volk wird sich auch seinen nagelneuen Kaplan ordentlich ansehen. Bleiben Sie frisch unter so vielen alten verräucherten Schornsteinen!«

Der Bischof sagte das langsam und mit sehr besinnlichem Tone. Alle wußten, daß Bromstadt der heikelste Posten war. Sein Pfarrer gehörte zu den alten Wessenbergianern, die reich an Güte und Moral, aber arm an Dogmen und Kirchenstolz waren, gute Stilisten und Rhetoriker, geistreich beim Disputieren, immer freigebig, aber auch biegsamen Rückgrats, liebe Kollegen, aber keine Helden. Dorthin paßte ein frischer Mensch wie Martin Schädler einer war, klein, mit witzigen Augen, frohen, aber schlagfertigen Lippen und einer Stirne wie Fels. Der schlüpfte durch Wasser und Feuer. Der tat alles für sein Ideal, das Credo von Trient.

Wieder beschlich Johannes ein leises Bedauern. Wie gern hätte er den Posten gehabt und mit dem alten Breisgauer die theologische Klinge gekreuzt! Wie hätte er ihn aus allen unkirchlichen Sätteln gehauen! Und wie wollte er blitzen und donnern in seiner lauen Altmännergemeinde! Frühling schaffen, wo schon lange nur Dürre herrschte! Schade, daß der Gnädige nicht an ihn gedacht! Sah er denn nicht blaß und mager aus wie irgendein großer Denker!

Nun standen noch der magerste und der dickste allein sessellos da auf Erden. Alles war untergebracht, eingepfründet, hatte Amt und Stuhl, nur sie zwei hingen noch da zwischen Himmel und Erde wie nestlose Vögel.

»Und ich . . . und ich?«

Deutlich war die Frage zweimal rasch hintereinander durch die Stube vernommen worden. Zaghaft und doch gierig hatte es geklungen. Ganz glührot stand er nun da, vom leisen Lachen der Kollegen gleichsam umspült, und schämte sich entsetzlich: Johannes Keng!

Doch der Bischof las unbeirrt weiter: »Herr Anton Hottli, Sie behalten wir hier an unserer Kathedrale als Vikar. Sie werden mit den Vereinen zu tun haben. Tummeln Sie sich! Flinke Stadt, flinke Leute, flinker Pastor!«

Das war nun wirklich das Wunderbarste von diesem weltverteilenden, wunderbaren Papierchen in den langen, knöchigen Fingern des Bischofs. Der dicke, phlegmatische Hottli Stadtvikar! Er, der nie pressierte, auch zwischen zwei Depeschen nicht, der auf keinen Stuhl saß, ohne vorher gemächlich das Sitzbrett zu scheuern, der ein Glas, und war es auch fingerhutklein, nie anders als in viermal vier Schlücken leerte, der langsam sprach, die Musik verachtete und die Poesie ein Überbein oder einen Kropf

der Menschheit und also einen krassen Luxus nannte, er, der fette, gelassene Barbar, von dem man meinte, er würde irgendwo in die Missionen zu den Lappländern geschickt, der nistet sich nun in der bischöflichen Residenz ein, mitten in der summenden, schwitzenden, hunderttausendbeinigen Stadt, wo Automobile und Kurzschluß alle Nerven verhunzen. Soll man ihm gratulieren oder ihn bedauern? Im Schatten des Bischofs und der Landesregierung, wie müßte da ein hochstrebender, elastischer Geist aufblühen und wirken! Aber er, dieser Fisch! Diese pelzige Langsamkeit! Dieser Nordbär! Wie wird der sich in die Vereine voll zappeliger Stadtsöhne trollen, du lieber Gott! Was werden die mit ihm Schund treiben! Er ist ja wohl gescheit und hat einen soliden Charakter. Aber bis er seine massive Verstandesmaschine jedesmal geölt und eingeschmiert hat, ward ein anderer mit der Arbeit siebenmal fertig. Na, der Bischof ist ein großartiger Hirte, im Kirchenrecht eine anerkannte Berühmtheit . . . aber ob er hier den dicken Anton . . .

»Und zum Schlusse unsere kleine Ungeduld namens Johannes Keng . . . wird sich eben doch im Dorfe Lachweiler hinten häuslich einrichten müssen.«

Der Bischof legte den Zettel aufs Pult, sah klar und kernig dem verdutzten Theologen ins Gesicht und spottete halb ernst, halb belustigt weiter:

»Es wachsen dort die größten Nußbäume der Diözese, und der Wildberg ob der Kaplanei ist ein malerischer Hügel. Die Luft wird gerühmt. Sie ist, glaub' ich, ein wenig poetisch. Man will haben, daß in Lachweiler unser großer Ekkehard geboren sei. Der Parochus loci ist noch ungemein rüstig und läßt dem Kaplan wenig Mühe übrig. Da können

Sie sich pflegen und ein ländliches Epos schreiben! . . .  
Bucolica Lachwilensia!«

Wieder kicherte es um Johannes herum leise. Dem Jüngling wechselte jäh Licht und Schatten auf dem Gesichte; er bekam feuchte Augen. Spottete man? Ward er so zurückgesetzt? Irgendwohin vergraben für alle Zeit und Ewigkeit? Sein Licht unter den . . .

Er kam nicht weiter. Eine feine, kühle Hand nahm ihn freundlich am Gelenk und drängte ihn sanft gegen den Tisch. Und dazu klang es:

»Und nur nicht schon die Angst vor den Winkeln da hinten! Viele wären froh um solche Winkel! Doch geht eine wackere Straße ins Dorf und man kann so gut wieder ausziehen, wie man einzog. Aber ich habe gerade an Ihre Gesundheit gedacht, da ich Sie dem Pfarrer Cyrillus Zelblein als seinen kommenden Kaplan anzeigte. Und ich zweifle, ob Sie so schnell wieder ausfliegen möchten, wenn Sie sich einmal warm eingekuschelt haben . . . Nun, guten Appetit, meine wohlbestallten Herrn, bedienen Sie sich! . . . Da vorne an der Wand hängt die Karte, wenn etwa einer seine Apostelreise genauer studieren möchte . . .«

Die jungen Priester setzten sich um den breiten Eichentisch. Aber obwohl der Bischof an seinem Pulte sich nun in einen Stoß Papiere vertiefte und nur ab und zu aus seiner großartigen Korrespondenz heraus gelassen zum Tisch hinübernickte, die neuen Kapläne und Vikare möchten doch tapfer zugreifen, und wiewohl es fröhliche, fastenlose Osterzeit war, so herrschte doch kein großer Appetit. Man war zu aufgereggt. Wer kann essen, wenn man ihm die Weltkugel vor die Füße rollt: da nimm! – Wer mag Butter aufs Brot streichen und vergnügliche Honigschnörkel darauf ziehen, wenn man ihm eben ein

Dörfchen und Häuslein zeigte, wo er vielleicht bis in die vornüber gebückten, eisgrauen Tage wie ein Klausner oder eine eingedeckelte Schnecke leben wird?

So vesperten die Hochwürdigen denn mit abwesendem Geiste. Peter Schorno wog das paritätische Verhältnis in Peterach mit kalten, scharfen Zahlen ab; Kollega Feldler konjugierte ein paar unregelmäßige Deponentia, worunter adipiscor, gleichsam als Vorübung zur Professur; der hübsche, kleine Schädler mit den lachenden Lippen beschloß, den Syllabus seinem Prinzipal und den Kirchenräten bei der ersten Gelegenheit zu schenken und darüber Vorträge zu halten, während Johannes den Zwicker über seine schwachen, grauen Augen aufsetzte und nun auf der Wandkarte deutlich sah, wie die Eisenbahnlinie unbarmherzig rasch und in einer strengen Geraden von der Hauptstadt weglief und wie die Ortschaften an den Geleisen immer kleiner wurden, bis endlich fast an der Grenze des Ländchens an einem winzigen Nestchen die berühmte Straße nach Lachweiler ansetzte. Lachweiler! Ja, man konnte wohl lachen. War das eine Straße! Fadendünn gezeichnet wie Wege, die keine Post haben und vielleicht nicht einmal für vierrädrige Vehikel fahrbar sind! Diese schwache Linie zog sich gemächlich zwischen zwei Hügelketten, die immer mehr gegen das ferne Gebirge zu an Kammhöhe wuchsen, durch ein einsames, bachdurchsprudeldes Gelände hinauf. Es konnte eine romantische Landschaft sein. Vielleicht Felsen und ein haushoher Wasserfall. Nun, das wäre doch etwas! Dann ringelte diese sogenannte Straße Schleifen, die einigen Humor verraten. Auf einmal ist sie von vierhundertundfünfzig auf sechshundertundfünfzehn Meter gestiegen. Ein tapferes Stück, das läßt sich nun doch nicht leugnen. Aber dem brustleidenden Kaplan beengt dieses geographische Bild ein wenig den Atem. Ihm fällt ja alles Steigen so schwer. Nun sehe aber einer die treulose, ganz

gemeine Landstraße an! Weil Lachweiler noch etwas höher liegt, läßt sie das Dorf einfach links liegen, als ob sie das Völklein dort oben gar nichts angehe, und wandert bequem ihren Strich am Rand eines prachtvollen, tiefen Flußstobels talauf, um andere bequemere Menschendorfer zu suchen. Das ist nun freilich hübsch zu verfolgen, wie dafür ein Fußweg, possierlich wie ein Eichhörnchen, dem Dorfe zuhüpft und plötzlich, etwa so zwischen Schulhaus und Spritzenhäuschen, auf den erhöhten Kirchplatz stößt. Ein Quell rauscht hinter der Kirche hervor. Der muß wohl auch an der Kaplanei vorbei. Und dahinter steht ein langer Hügel auf und steigt gegen das eigentliche Gebirge zu, bald selber ein richtiger Berg. Von seinem Gipfel aus muß man die Glarner und Appenzeller Alpen sehen; den Tödi jedenfalls, das steht außer Frage. Vortrefflich! Johannes liebt die Berge trotz seines magern Schnäufleins. Besonders wenn sie von weitem mit weißem Schultertuch und silbergrauem Scheitel winken und ein paar duftige Wölklein darüber schwimmen. Ohne viel Übertreibung kann man dann denken, daß dahinter schon die Trauben und Palmen des Südens wachsen. Nein, Lachweiler muß doch ein gutes Plätzchen Vaterland sein, gesund, reinlich, mit frischen Luftzügen und schönen Aussichten von jedem Hügelchen. Johannes lebt auf. Welche Hitze strömt jetzt, an diesem Maitag schon, aus den städtischen Gassen in dieses doch so hohe Gemach! Wie wird das erst im Sommer! Und Johannes haßt nichts so sehr wie Hitze und Staub. Dann will ihm das Herz vor Mattigkeit oft stillstehen. Aber da droben in Lachweiler muß es köstlich frisch und kühl sein. Nußbaumschatten und Nußbaumduft, sechshundertsiebzigmeter-hohe Dorfschuld und Bakterienfreiheit. Wer weiß, ob sich nicht im Juli und August ein paar einsame Fremde dahinauf verirren. Vielleicht ein philosophischer Basler Professor, mit dem man über Nietzsche und Jakob Burckhardt streiten kann, oder ein heimlicher Dichter aus Zürich, der dem Kaplan seine Manuskripte vorliest, oder

ein Maler, der intime und noch ungeschändete Landschaften aufsucht. O Lachweiler ist ein ausgezeichneter Posten. Das Volk freilich wird da oben so gut und lieb sein, daß es weder einen Petrus, noch einen Paulus braucht. Aber einen Johannes kann es immer brauchen. Liebe kann man nie zuviel haben. Als Johannes gehen wir also! Liebe, eine heillose Liebe spürt der Kaplan in sich. Damit möchte er jetzt schon das ganze Lachweiler mit Pfarrer, Sigrist, Lehrer und dem gesamten Schulhaus voll Barfußknaben und Zweizöpfemädchen an seine eingesunkene, aber nun von den fröhlichsten Vorstellungen geschwellte Brust drücken.

Nun bekommt er Appetit und langt nach den Biskuits. Aber da sticht ihm der dicke Stadtvikar noch das letzte vor der Nase weg. Er kaut und schmunzelt gemütlich dem Johannes ins abgezehrte, blasse Gesicht.

»Das wievielte?« fragt der neue Kaplan zwischen Spaß und Ärger.

»Weiß nicht, das fünfte oder sechste!«

»Bursche, das ist aber zu stark!«

»Ei, ich will doch essen,« sagt Anton lustig, »während ihr euere große Kirchenpolitik macht. Mit leerem Magen kann niemand die Welt erobern, nicht einmal die kleinste Kapellenglocke läuten. – Aber streicht doch Butter auf die Biskuits, das ist einfach ambrosisch,« schloß er lachend und auf die leere Biskuitschüsselweisend. »Seht so!« –

»Du wirst mit deinem Hunger die ganze Kathedrale und das Domkapitel und die Stadt bankerott essen. Gottlob, daß ich weit weg komme!« neckte Johannes, schon wieder begütigt.

Beim Abschied gab es noch eine kleine Rede.

»Ich halte keinen Sermon mehr,« begann der Bischof klipp und klar, »sondern ich erinnere Sie an die erhabenen Vorsätze, womit Sie Priester geworden sind. Sie verzichteten, reich zu werden, um bei den Armen zu sein wie Christus; Sie wollten nicht Ehren auflesen, sondern vor allem dem gewöhnlichen lieben Volk nachgehen und seinen demütigen Schemel teilen. Und nicht gut essen und trinken und hausen, sondern das suchen und kosten und weiter schenken, was die unstete Seele endlich satt macht und beherbergt für immer. Jetzt, meine Herren, nehme ich Sie beim Wort.

»Im übrigen,« fuhr der Bischof mit seiner hellen, trockenen Stimme und mit ungerührten, scharfen Politikeraugen fort, »hat jeder von Ihnen wenigstens soviel, daß er leben kann, zirka zwölfhundert Franken Sold, freies Haus und Holz und einige Stipendien. Damit und mit ein wenig Sparsamkeit können Sie wohl auskommen. Sie brauchen ja nicht gleich ein Sofa oder Klavier anzuschaffen. Soviel ich weiß, sind die Apostel ohne Gehalt, barfuß und barhaupt in die Pastoration gegangen. So auch die Brüder von Assisi. Nun, das verlangt niemand von Ihnen, das ginge bei uns auch wohl nicht leicht. Die Hauptsache ist immer, daß Sie Christus bei sich haben. Dann wird es am Nötigsten kaum fehlen. Und,« beschloß der Gnädige gemüthlicher, »wo es dann doch nicht recht langen will, wissen Sie ja hoffentlich immer den Weg hieher! Wohlan also, seien Sie gute Knechte im Weinberg! Und nun knien Sie nieder! Ich will Sie segnen!«

Wieder fühlte Johannes seine Augen feucht werden. O wie gern wollte er ein strammer Knecht an der Weinkelter des Meisters sein und ihm Trauben pflücken, große, schwere,

hochreife, wie die aus Kanaan . . . ach, diese Schwärmerei! nein, nein, doch auch kleine, harte, magere Beeren, von denen es viele braucht, bis ein Becher mit Saft gefüllt ist. Aber dann ist auch das Wein, und oft ein kräftiger, edler Wein.

Unter der Türe bemerkte der Bischof noch wie zum Scherz: »Nun hätt' ich beinahe etwas vom Wichtigsten vergessen! Haben Sie schon alle eine brave Haushälterin?« -

Der eine nannte eine ältere, ledige Schwester, der andere eine verwitwete und verwitterte Tante. Peter Schorno war so glücklich, sein liebes altes Mütterchen ins geistliche Haus zu nehmen. Aber der dicke Stadtvikar sagte, er brauche niemand. Er stationiere ja beim Kinderpfarrer. Und er rekelte und dehnte sich vor Behagen, daß er nun nicht einmal einen Suppenteller oder einen Vorhang kaufen müsse.

Johannes gestand betroffen, daß er an diese prosaische Notwendigkeit noch gar nicht gedacht habe. Mit einem gelinden Vorwurf im Auge erwiderte der Bischof, dann dürfe er keine Zeit mehr verlieren. Am Samstag werde er in Lachweiler erwartet. Dann hob er die magere Hand mit dem prachtvollen Ring, den ihm der Heilige Vater zu Rom für seine großen kirchenpolitischen Erfolge in einem heikeln Geschäft mit der vaterländischen Regierung höchstselbst an den Goldfinger gesteckt hatte, und warnte leise: »Nicht zuviel träumen!«

## 2

Noch vor Einbruch der Nacht schellte es am Seminar und eine kleine, aufrechte, viereckige Jungfer mit einer ungewöhnlich steilen Stirne, einer geschwungenen, kühnen

Adlernase, einer Hornbrille darauf und mit funkelnden Goldplomben im langen, starken Gebiß, fragte nach dem hochwürdigen Herrn Kaplan Johannes Keng, der eine Haushälterin nach Lachweiler brauche.

Der Hausdiener befahl sie ins Wartezimmer und holte rasch den Kaplan. Verlegen stand Johannes unter der Türe und fühlte einen Schrecken vor dieser energisch auf ihn zurauschenden, kleinen, funkelnden Person durch seine ganze, lange Magerkeit fahren. Ein älteres Raubvogelweibchen, dachte er, oder so was. »Sie wünschen?« fragte er beklommen.

Mit einer lauten, vorblasenden Trompetenstimme sagte das Fräulein bündig: der bischöfliche Diener Joseph habe ihr vor einer halben Stunde gemeldet, daß Hochwürden eine Wirtschaftlerin brauche. Sie, Therese Legli, sei bereit, diesen Posten zu übernehmen. Großen Lohn verlange sie nicht. Sie habe ein kleines, erspartes Vermögen und sei so weit außer Sorgen. Sie bringe auch eigene Möbel für ihr Zimmer mit und könne allenfalls sogar die Pfarrstube vorläufig mit Vorhängen und einer hübschen, vierfächrigen Kommode ausstatten. Auch einiges Küchengeschirr und einen Petrolapparat besitze sie. Junge Herren seien gewöhnlich mit derlei Dingen nicht sehr praktisch versehen. Sie lächelte bei dieser witzigen Bemerkung. und dieses Lächeln sah aus wie ein Bündel blauer, fröhlich verschossener Raketenblitze. Lange Jahre sei sie Krankenwärterin am Hauptspital gewesen. Nun spüre sie das Alter und wünsche gern ein ruhigeres Leben. Aufs Land zu einem geistlichen Herrn, das wäre ihr das Liebste.

So erzählte sie rasch und mit funkelnden Plomben. Als Johannes nicht gleich ins Gespräch fiel, fuhr sie fort: der Hochwürdige möge sich bis morgen besinnen und ihr dann nach Haslau berichten, wo sie ihren Bruder, einen

verheirateten, kinderreichen Bauer besuche. Sie knickste und wollte gehen, da Johannes immer noch stumm blieb. Während sie sprach, hatte sie einen Daumen in den Ledergürtel gesteckt, der hart und breit um ihre steife Hüfte lief. Und sie hatte den jungen Mann vor sich keine Sekunde aus ihren hellen, blauen Blicken entlassen. Wie eine Rechnungsaufgabe, die man lösen soll, hatte sie sein bleiches, knöchiges, unschönes Stubengesicht mit den zwei warmen, grauen Augen studiert und dabei war ihre Miene immer milder geworden, je leichter ihr die Lösung dieser Rechnung vorkam. Zuletzt malte sich beinahe etwas Mütterliches in ihrem Gesicht ab. Doch als der Geistliche noch immer kein Wörtlein der Entgegnung fand, klopfte sie energischer mit der Spitze ihres Sonnenschirmes auf das Parkett, knickste nochmals und sagte:

»Überlegen Sie sich's reiflich, Hochwürden, und tun Sie sich keinen Zwang an! Und schreiben Sie mir morgen. Therese Legli, Haslau, . . . das genügt. Und denken Hochwürden ja nicht, daß ich mich aufdrängen will. Nur das nicht! Was heut nicht wird, wird ein andermal. Gelobt sei Jesus Christus!«

Diese prachtvolle Schneidigkeit der Jungfer, so etwas wie famose Überrumpelung und doch voll feiner Taktik, das packte Johannes, wie alles, was seiner mehr defensiven Natur wie eine fremde Größe gegenübertrat. Und wie sie sich nun flink drehte und mit drei festen Schritten schon an der Klinke war! Und wie ihre Stimme noch immer lebendig in den Fenstern, Porträts und Blumenvasen des Wartzimmers nachzuklingen und nachzuzittern schien! Ha, die würde im Dörfchen mit Tellern und Pfannen klirren, die Betten lüften, daß es über die Gassen dampft und rauscht, die Vorhänge knüpfen, daß kein Föhn sie löst, die Stiegen fegen, den Garten pickeln, die Briefe und Pakete von der Post bringen, die würde die dumpfe Ruhe dieser

Winkelgemeinde aufscheuchen und in die Plumpheit eines solchen Hinterwäldlerlebens ihre ganze merkwürdige, großstädtische Flinkheit werfen! Die kommt mir wie gerufen. Wie lustig blitzen ihre Augengläser und wie funkelt das Gold an ihren weißen Zähnen. Und welch ein gutes, fließendes Deutsch sie spricht! Sie hat wohl viel Literatur gelesen. Man kann mit ihr an den langen Winterabenden vielleicht über Theater und Oper reden und neben der Legende auch etwas Storm und Gottfried Keller lesen. Dazu hat sie etwas Unabhängiges, Forsches, wie man es wohl im Dorf gegen die Magnaten brauchen kann. Sie schmeichelt nicht. Aber schüttelt einem fest die Rechte. Sie ist einfach großartig.

Nach solchen heftigen und bunten Erwägungen reckte Johannes den Arm und vermochte zu sagen:

»Bitte, noch einen Augenblick, Fräulein Legli!«

»Zu dienen, Hochwürden!«

»Sie verstehen zu kochen . . . und wohl auch zu nähen?« – Es war nur, um doch etwas zu sagen.

»Ich koche alles, wenn Hochwürden mir Geld und Butter dazu geben,« versetzte Therese Legli schlagfertig. »Und meine Kleider mache ich alle selber.«

»Ich bin ein kränklicher Mensch, Fräulein Legli, . . . ich bekomme so Anfälle, hier . . . auf der Brust, und habe dann Mühe zu atmen und . . .«

»Emphysem mit Bronchialkatarrh!« entschied das Fräulein keck und sicher.

»Mag sein, aber es wirft mich für etliche Tage elend nieder und tut sehr weh!«

»Natürlich, der nervus constrictus und rheumatische Konherenzen!« betonte Therese. Ihre Brille glänzte mit unfehlbarer Schärfe.

»Kurz und gut, es dürfte Ihnen am Ende zuviel sein, schon wieder in Spitaldienst zu geraten.«

»Im Gegenteil, Herr Kaplan, ich werde ohnehin Heimweh nach meinen Spitalkranken haben. Sie sind bei mir in guten Händen!«

Ich sollte also wohl krank werden, um ihr das Heimweh zu vertreiben, dachte Johannes. Das muß man sagen, sie redet frisch von der Leber. Aber es ist wertvoll, wenn eine Haushälterin mir in der Atemnot wie ein Doktor helfen kann. Die Lachweiler müssen ja anderthalbstundweit gehen bis zum nächsten Arzt. Vielleicht werden sie darum so alt.

Die Jungfer machte während dieser Betrachtung des Neupriesters eine ungeduldige Bewegung gegen die Türe.

»Ich denke,« sagte nun Johannes laut und entschlossen, »wir könnten uns gleich hier verständigen. Wollen Sie bis Samstag vormittag in Lachweiler sein. Wir werden uns schnell im neuen Heim eingerichtet und ein bißchen aneinander gewöhnt haben. Eins muß dem andern immer ein wenig beistehen, nicht wahr?«

»Hochwürden nehmen mir das Wort von der Zunge,« entgegnete Therese und schloß mit einem mütterlichen Blick auf den Neupriester nochmals die Türe.

Der Bischof hat da die Hand im Spiel, dachte Johannes, es kann also mit dieser Jungfer kaum fehlen.

»Wenn es dem Herrn Kaplan beliebt, so werd' ich schon am Donnerstag im Dorf sein,« erbot sich die Jungfer. Darauf ward abgemacht, daß jeder Teil am Freitag nachmittag mit seinen Siebensachen in Lachweiler einrücken müsse. Bis Abend sei man dann schon zur Not einquartiert und am Sonntag sitze man bereits wie angenagelt fest.

»Kaufen Sie ja nur nicht zu viele Möbel,« warnte Therese, »und alles Nußbaum! Das Holz ist nicht umzubringen.« Sie stand selber da in ihrem soliden Quadrat wie ein nicht durch Pulver und Blei um zubringendes Geschöpf Gottes.

»Schon recht, schon recht,« antwortete der Kaplan. »Also am Freitag nachmittag ins Dorf!«

»Des bestimmtesten!«

Das scholl nun wieder so entschieden, daß der junge Mann eine leise Angst vor dem Pantoffel bekam, von dem man so böse Lieder in neuen Ehestuben, aber auch in jungen Kaplaneien singen hört. Dabei kam ihm ein spaßiger Einfall. Und obwohl er durchaus ernst bleiben wollte, konnte er den Witz doch nicht unterdrücken. So war er einmal.

»Sie heißen Therese, – Fräulein Therese, – haben Sie nicht so gesagt?«

»Jawohl, Herr Kaplan.«

»Dann behüt' mich Gott, wenn Sie nach ihrer berühmten heiligen Kollegin ausschlagen. Diese Frau hat ein

Männerkloster nach dem andern umgestaltet und überhaupt ein ziemlich starkes Regiment geführt.«

»Ei, Hochwürden, das war doch einmal in Spanien!«

»Ich mein' eben, es liegt nicht am Land, es liege vielmehr an der scharfen – – Rasse aller dieser Theresien!«

»Keine Furcht,« fiel die Jungfer fröhlich trompetend ein, »ich heiße Theresia Pia Franziska.«

»Nun wird mir um vieles leichter. Wenn die Theresia zu stark werden will, ruf' ich aus Leibeskräften der Pia, nicht wahr?«

»Ich merke, Sie sind ein Spaßvogel.«

Der Kaplan geleitete die neue Köchin zum Seminar hinaus und bis zum Gartentor. Er ging links. Oben zwischen den Geranienstöcken ihrer kleinen Zellenfenster hervor guckten und witzelten die Kameraden über diesen frühen, allzu großen Respekt ihres Johannes vor seinem künftigen Hauskreuz.

Aber am Gitter konnte der Kaplan nicht länger an sich halten und fragte die Jungfer:

»Haben Sie auch etwas Schiller und Goethe gelesen?«

Fräulein Therese machte die Miene von etwas unendlich Überflüssigem.

»Die Braut von Messina,« gestand sie und errötete flüchtig, »habe ich einmal im Theater gesehen, weil man mir sagte, es komme darin ein Kloster vor. Aber dieser Goethe soll ja gar nicht katholisch gewesen sein . . . Also, Hochwürden,

auf ein schönes, einträchtiges Leben in Lachweiler! Gelobt sei Jesus Christus!«

Eben läutete man die Tischglocke. Johannes begab sich verwirrt in den Speisesaal. Es war das letzte gemeinsame Nachtessen der Fünfe mit ihrem lieben, sorglichen Regens. Zwei Winter und zwei Sommer hatten sie hier in den Hügeln oberhalb der Stadt gelebt, ohne anders als aus den Büchern zu wissen, was Sorge, Verdruß und Reue sei. Das Tosen der Residenz hatte durch die Buchen und Tannen nicht bis zu ihnen dringen und das kleine Paradies nie verwirren können. Jetzt war es um das heilige Idyll geschehen, jetzt kamen Staub und Lärm und Prosa der Welt!

Zuerst herrschte eine beklommene Feierlichkeit am Tische, besonders als man sah, daß zwei-, dreimal eine verstohlene Träne dem frommen, weichen Regens in die Suppe tropfte. Man redete festtäglich, gelobte sich Besuche, sprach von gothischen Kaseln, neuen praktischen Versehgefäßen, Pfrundbriefen, Kaplanrechten und vom Abonnement der Linzer Quartalschrift. Man lud einander schon als Ehrenprediger auf stattliche Pfarrkanzeln ein, gebärdete sich als Präses eines strammen Vereins, als Täufer nicht eines nackten, roten Kinderköpfleins, sondern eines zum katholischen Glauben bekehrten dreißigjährigen Katechumenen. Immer lebendiger ward das Gespräch und immer heller seine Farbe. Man würde kräftig in Zeitungen schreiben, ein Tagebuch führen, wer weiß, mit später recht druckwerten Kapiteln; in den Ferien einmal wohl an den deutschen Katholikentag oder nach Sankt Peter reisen und darüber vielleicht ein Broschürchen fliegen lassen. Kurzum es stehen wichtige Jahre vor der Türe. Das Leben ist groß, der Mensch stark, alles wird möglich, selbst einmal ein violettes Mäntelchen. – Immer reger und kühner werden die Zungen. Nur Anton mit seinen dicken Lippen ißt

gemütlich einen Berg langer, gelber Makkaroni auf und wirft nur selten einen hausbackenen Brocken in die Luftschlösser hinein. Jetzt steigen Toaste. Der erste auf den Regens, der zweite auf die brave Seminarköchin und ihre sparsamen Zuckerlein beim Morgenkaffee. Nun auf den Portier und seine zehntausend blank gewichsten, theologischen Stiefel, dann auf die noch unbekanntten, aber schon wie nahe, feierliche Wolken drohenden Prinzipale. Zuletzt brachte der kleine Wilhelm Schädler noch einen famosen Spruch auf die neue Haushälterin des Kaplans von Lachweiler aus. Es lebe Theresia, die große Reformerin der Kapläne!

»Es lebe ihr Gespan, Johannes Keng . . . nein, nein . . . Johannes vom Kreuz!« setzte Peter Schorno hinzu.

»Pst, pst!« wehrte der Regens. »Nicht so ungeistlich!«

»Aber sie war doch seine Ratgeberin!« warf man doppelsinnig ein.

»Studieren Sie die Kirchengeschichte besser!« rügte der Regens heiter.

»Und wohl auch sein Hauskreuz!« beendete man unbeirrt.

»Darum sagen wir Johannes vom Kreuz!« sang der Chorus.

»Meine Herren, wollen wir nicht lieber die Komplette beten?« bat der Regens fein.

Und er winkte dem Vorbeter dieser letzten Woche, Michael Feldler, unverzüglich zu beginnen.

»Jube Domne benedicere!«

»Noctem quietam et finem perfectum« – psalmodierte es wie eine leise, heilige Melodie durch die Seele des Kaplans Johannes Keng. »O ja, du lieber Gott, finem perfectum! eine ruhige Nacht und ein seliges Ende!« wiederholte er. »Aber zuerst einen schönen Anfang und eine lange reiche Mitte!«

Der Vorbeter aber rief warnend: »Fratres, sobrii estote et vigilate, quia adversarius vester diabolus tamquam leo rugiens circuit«

»Eine lange reiche Mitte, lieber Gott!« lispelte Johannes noch einmal und hörte keinen biblischen Löwen brüllen, sondern etwas wie Vogel- und Kindergezwitscher, wohl fern aus den Nußbäumen von Lachweiler.

### 3

Langsam, langsam, wie es sich für den Hausrat eines wohlbestallten, geistlichen Herrn schickt, fuhr der Möbelwagen des Kaplans Johannes durch die glotzenden Lachweilerkinder über den steilen Dorfplatz hinauf und hielt mit einem würdevollen Geknarre vor der alten, hochgiebeligen Kaplanei. Viel witziger und schneller war der Leiterwagen mit Jungfer Theresens paar Tischen, Stühlen, Kommoden und den Seegrasmatratten ins Dorf gerollt. Auf der kleinen Stiege stand das brillenscharfe Fräulein, beide Arme streckend, und gebot den Fuhrleuten und Trägern und tätschelte die Rosse und begrüßte den Pfarrer und fragte, ob noch niemand etwas vom Kaplan gemerkt habe, und nickte links und rechts den neugierigen Nachbarn hinter den Fenstern und Gartenhecken ein Grüßchen zu und sah zu allem noch einem jeden neuen bemalten und gefirnißten Möbel des Kaplans durch sein spiegelhaftes Gefunkel in die innerste, so billige, fadenscheinige Seele hinein. Tannenholz, nur alles

Tannenholz! kritisierte sie schonungslos und hob dann eine zentnerschwere Kiste voll klingelndem Geschirr flott auf die Achsel und trug sie bolzgerade ins Haus, drei Treppen hoch.

»Das ist eine forsche! eine urchige! die hat Haar an den Zähnen!« murmelte es rundum. »Da muß der Kaplan schon Schwingerkönig sein, wenn er die meistern will! Seht, seht, den Küchentisch schwingt sie nur so wie ein Servierbrett aus dem Wagen!«

Der Kaplan machte indessen den Weg von der Bahnstation ins Dorf hinauf zu Fuß. Er hoffte zuerst, einer Blechmusik oder einigen weißberockten Kindern mit Blumen und einem Willkommengedicht oder doch wenigstens zwei schwarzen Kirchenräten und dem Pfarrer unterwegs zu begegnen. Schließlich gefiel es ihm so am besten, in aller Stille zwischen zwei kühlen, mächtigen Forsthalden durchs enge Tal hinauf ins Dorf zu pilgern. Es lief da ein drolliges Sträßchen bald durch Sträucher und Ried, bald durch enge, obstreiche Wiesen und nahm es mit seinem Wanderer herzlich ungenau. Jetzt holprig wie ein Holzhacker, jetzt zimperlich glatt wie ein Stadtfräulein! Da hopst es in ein Bachtobel hinunter, drüben klettert es ohne Umweg wie eine Gemse haldan. Aber das hat ermüdet. Nun steht es doch einen Moment still, weitert und verbreitert sich fast zur Heerstraße und schlenkert eine großartige Schleife um den nächsten Hügel. Weiter oben wird es wieder enger und zutraulich, so daß zwei Begegnende sich mit den Ärmeln streifen müssen. Der Ranft wächst in den Weg und braune Waldschnecken kriechen sorglos her und hin. Der Forst hüben und drüben an den Abhängen sieht mit seinen senkrechten, enggestellten, schweren Stämmen einer Armee alter Jahrgänge gleich, in deren Lücken jedoch da und dort ein jüngerer Waffenknirps, dort an die Frontecke sogar ein flatternder, beflaumter, junger Fähnrich getreten

ist. Von der schattigen Westseite bringt dieser Wald eine große Kühle, von der besonnten Ostseite den Geruch von dürrer Nadeln, gesprungenen Rinden und kristallgelbem Harz.

Wie schön war doch dieser Wald! Ganz eigen feierlich blickten seine Tannen drein und ihre Spitzen funkelten wie gleißende Münsterhelme. Die Stämme leuchteten wie rote Basalt Pfeiler aus der Dunkelheit hervor. Der Wind orgelte durch die Gewölbe, während aus den grünen Veranden und Emporen abgerissene Töne flogen, von Amseln und Drosseln und Buchfinken, genau so, wie vor einem Konzert die Flöten und Geigen ahnungsvoll gestimmt werden. Bei aller Menschenstille war augenscheinlich eine fieberhafte Erregung und Bewegung ringsum, als erwarte man etwas Großes. »Nun ja, das Kapläschen kommt,« scherzte Johannes und ward über sich und seinen hochmütigen Spaß immer munterer.

Ein Handwerker mit der Axt und einmal ein hohes, sonnverbranntes Mädchen gingen vorbei und grüßten den Unbekannten ruhig, mit singendem Tonfall. Wo ein Strahl hinfiel, dampfte die Wiese vom Weihrauch aus tausend Blumenglocken. Große weiße und gelbe Falter flogen herum und es surrte und summt von Fliegen und Hummeln über allen Kleeköpfen. Die Hügelketten hoben sich und gingen gegen eine Paßhöhe breit auseinander. Aus jeder Falte der Halden schwatzte und gurgelte es von Quellwasser und auch in den Wiesen tief unter den Halmen sang es wie von einer unterirdischen Musik. Der Kaplan kostete das alles fein und tief wie ein Näscher. Seine Brust füllte sich von einem kräftigen Atem. So ein starkes, frisches Lüftchen war schon lange nicht mehr durch seine dünne Nase eingegangen. Ihm war durchaus, er schreite einer schönen, heimatlichen, gesunden Herberge entgegen.

Freilich der Himmel war nicht ganz blau. Er stach mit einem blendend weißen, dünnen Lichte nieder, und heiße, pulvergraue, müde Wölklein standen langsam im Süden geradeswegs gegen das Gesicht des Wanderers auf. Die Ferne spann sich mehr und mehr in eine unheimlich violette Dämmerung. Sobald der Marsch durch eine Talmulde ging, wo die Zugluft nicht zugreifen konnte, fühlte sich Johannes wie in einer schwülen Ofenhitze. Die Hummeln summten da zahmer, die Falter flogen mühsamer und das Gras stand totenstill und bebte nur mit dem äußersten Halm ein bißchen, wie in der Vorstellung eines Windes. Dem Kaplan tropfte der Schweiß aus dem Haar. Da regiert also der Föhn oder ein nahes Gewitter, sagte er sich und, sobald ihm ein langsames Holzfuder mit einem fast eingeschlafenen Fuhrmann auf dem Bock begegnete, fragte Johannes neugierig: »Guten Tag! Erlaubet, ist ein Gewitter unterwegs?«

Der Mann nickte nachlässig und hob den Geißelstiel.

»Kommt es bald?«

»Weiß nicht. Gestern hat sich's um die Vesperzeit auch zerschlagen. Hüp, Hans!«

»Gibt es denn hier viel Gewitter? Sind sie schlimm, blitzschlagenden Charakters?«

Der Fuhrmann lacht: »Der Blitz tut Euch nicht weh. Der schießt gewöhnlich ins Tobel hinunter.«

»So? Aber der Hagel?«

»Hm, was will man, wenn's im Kalender steht?«

»Im Kalender?«

»Ein ganzer Sommer voll Gewitter. Wir haben hier schon drei heillosige gehabt . . . guten Tag! . . . hüp hoi!«

»Einen Augenblick, lieber Mann! . . . ist es noch weit bis Lachweiler?«

»Zehn Minuten! . . . allo, allo, Hans!«

»Ich danke vielmals,« versetzte Johannes und zog den Hut.

»Für was?« sagte der Fuhrmann, nickte schläfrig und rutschte mit dem knarrenden alten Roß und Wagen weiter.

Zehn Minuten! bedachte sich der Kaplan. Es wird wohl das Doppelte sein, sonst müßte ich doch den ersten Ziegel vom Dorf sehen. Diese Leute geben immer zehn für zwanzig. Ich sehe weder Helm, noch Dach. Haben sich denn diese Lachweiler ganz in den äußersten Schatten der Menschheit hinausgesetzt? Darf man sich erst da so recht von Herzen auslachen? Die Straße wird unterdessen zum Sträßchen, das Sträßchen zum Fußweg, der Fußweg zum Wiesenpfad, bald hören wohl die letzten Fußspuren auf. Wenn es so fort geht, komme ich ans stille, einsame Zipfelchen der Erde.

Torheit . . . Johannes hat die Straße verloren. Dort unten geht sie dem Rand des aufsteigenden Flußtobels entlang. Er aber ist ins richtige Dorfweglein geraten, das mit ein paar steilen Kehren den Paß gewinnt. Jetzt steht er auf der Höhe. Aber der Wind vom Tal herauf und der Gegenwind schräg von der Schlucht und den Bergen dahinter, von denen man drei Schritte zuvor noch keine Ahnung gehabt, packen hier oben gewaltig an. Von diesem ewigen Spiel sind hier die Hecken zerzaust und das Gras ist dürr. Den dünnen Kaplan will es umwerfen. Er hat nicht Zeit, sich umzusehen, wo er eigentlich sei. Er muß den Hut einfangen